

Spätherbst

Autor(en): **Strasser, Charlot**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575791>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

feindlich gesinnt? Laß mich noch diese Arbeit beendigen, dann werde ich mich mit Sonne dem süßen Nichtstun hingeben!" Er rieb sich die kalten knöchernen Finger und nahm die Feder wieder zur Hand.

Das Manuskript seines großen Werkes lag aufgeschlagen vor ihm. Viertausend Seiten waren mit seinen großen, gleichmäßigen Buchstaben beschrieben, und das letzte Blatt trug stolz das Wort «Finis». Ach, dieser Cid! Einige Seiten waren feinetwegen noch unvollständig. Die Wahrheit über ihn ergründen, das ruhmreiche Werk beendigen und dann beruhigt und befriedigt sein müdes Haupt zum ewigen Schlummer hinlegen — das war der Traum, der letzte Lebenszweck des alten Professors.

Wieder schauerte er bis auf die Knochen zusammen.

„Ach, wie macht sich die Kälte bemerkbar! Böier Winter, hab' doch noch ein wenig Nachsicht mit deinem alten Kollegen!"

Er ging einige Male auf und ab, hauchte in die Hände und zündete dann das Kaminfeuer an; aber die Kälte, die ihn befallen, wollte nicht weichen. Hinter der Sierra fing schon der bleiche Tag mählich zu dämmern an. Ein kaltes Morgenrot begann die fahlen schroffen Hänge der Berge zu beleuchten.

Velasquez dachte daran zu Bett zu gehen.

„Aber Pasquita wird bald aufstehen und mir den Kaffee bereiten. Nein, ich gehe nicht zu Bett.“

Er ging zur Türe der anstoßenden Kammer, in der Pasquita, seine Nida, schlief und lauschte:

„Alles ruhig; sie schläft, die liebe Kleine!" Und so setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch.

Doch plötzlich verließen ihn die Kräfte, und er fühlte, wie eine Eisenhand sein warmes abgehetzes Hirn bedrückte. Er stürzte vom Stuhl wie eine leblose Masse, und nur mit kaum hörbarer Stimme konnte er um Hilfe rufen:

„Pasquita, mein Kind!"

Ein leiser Schrei ertönte aus der Kammer, und ein Mädchen, halbbedeckt, mit offenem Haar sprang herbei, hob den Vater mit jungen, kräftigen Armen sorgsam vom Boden und trug ihn auf sein Lager, als wäre er eine federleichte Last.

Es war ein schönes Mädchen, und seine dunkeln, feurigen Augen und der bronzefarbene Teint verrieten nur zu deutlich seine Abstammung. „Vater, was ist dir? Heilige Mutter Gottes, steh mir bei!"

So jammerte angstvoll die zärtliche Tochter, während sie sich über den leblosen Alten beugte. Doch dieser kam rasch wieder zu sich und suchte beim Anblick der Tochter seinen wahren Zustand möglichst zu verbergen. Mit einem bitteren Lächeln, das beruhigend wirken sollte, erwiderte Velasquez:

„Was ich habe? . . . Nichts, mein Kind! Was soll ich denn haben? Mich friert, das ist's. Weißt du denn nicht, daß der böje Dezember eingezogen, und der läßt einem ja keine Ruhe und keine Last. Dieser Alte ist so frech und ungezogen wie ein Universitätsstudent.“

Zwar nicht ohne Sträuben, doch mit zufriedener Miene ließ er sich von der Tochter in wärmende Decken hüllen. Ja, wenn er seine Pasquita nicht hätte! Sie war noch sein ein und alles, nachdem Juan, der Älteste, vom Hause entflohen, um als Abenteurer auf den Philippinen zu enden. Viel Kummer und Herzeleid war schon über sein weißes Haupt gekommen, Pasquita war aber immer wieder sein Sonnenschein.

„Wie fühlst du dich jetzt, Vater?"

„Ganz gut, mein Kind! Tu mir jetzt nur den Gefallen und nimm jene Blätter des Manuskripts . . . ja . . . und lies . . . dort . . . wo ich ein Zeichen gemacht habe . . .“

Geräuschlos erhob sich das Mädchen, holte die Blätter und setzte sich wieder ans Lager des Alten. Welcher Kontrast zwischen dem wächsernen Totenantlitz und dem blühenden Mädchen!

„O, mein herziges Kind, wie bist du so lieb und gut!" sagte der Alte mit schwacher Stimme. „Ja, lies jetzt nur!"

Inzwischen war es ganz hell geworden, und das Tageslicht tauchte die Sierra in mannigfache bunte Töne. Ein blauklarer Himmel wölbte sich über der Landschaft; Salamanca war erwacht. Die Straßen belebten sich allmählich; die Maultiere mit dem charakteristischen Glockenbehang, allerlei Lebensbedürfnisse auf dem Rücken schleppend, durchzogen Gassen und Gäßchen. Immer belebter wurde es, und alles eilte geschäftig dahin. Es stimmte nicht gerade zu der spanischen Gemächlichkeit; aber die Kälte mochte an der Eile ein gut Teil Schuld tragen. Aus dem Schlafgemach drang ein glockenhelles Stimmchen; wie eine Romanze hörte sich das Liebeslied an:

„Porque, mia nida, siempre afligida,

No me respondes, canto 'de vida?"

„Warum, mein Herz, so bang und trüb,

Du hörst mich nicht, mein einzig Lieb?"

Pasquita las: es war die Stelle des Cid, der Dorn, der dem armen Professor das Leben so schwer machte. Er begann das Kapitel mit einem Vergleich zwischen Cid Campeador und Orlando Paladino und prüfte und forschte nach den geschichtlichen und mythologischen Quellen, die den Historikern, seinen Vorgängern, als Führer gedient hatten, um das Leben des Helden Spaniens zu schildern.

„Ist es recht so?" fragte Pasquita.

„Ganz recht, ganz recht, fahr' nur fort!" kispelte der alte Velasquez, fast verborgen unter den schweren Decken. Nur sein faltenreiches Gesicht mit der großen Hakennase war sichtbar. Die Augenlider hatte er halb geschlossen. Aber auch jetzt hatte ihn die Kälte nicht verlassen; langsam, einem Polypen gleich, griff sie von den Extremitäten gegen den Lebensitz, das Herz, weiter. Schwache Frostschauer machten hier und da den Körper erzittern.

Die Kritik und Klarlegung der erwähnten historischen Hilfsquellen war eine genaue, mühereiche Arbeit des Professors und führte am Schlusse zur Ueberzeugung der Nichtexistenz des Cid. Dagegen ergab sich klar, daß die von den spanischen Minnesängern gepriesenen Heldentaten des Cid einfach eine Reihe glanzvoller heroischer Epikoden aus dem Niesenkampf der Spanier gegen die Sarazenen waren und Cid folglich nichts anderes als die Personifizierung des tapfern spanischen Volkes, das so mutvoll für Religion und Freiheit gekämpft hatte.

„Noch mehr, Vater?" fragte neuerdings Pasquita.

Der Alte war noch blässer, noch wächserner geworden, die Augen immer geschlossen. Doch dem Mädchen schien es, als hätte er aufmerksam zugehört und jetzt auf seine Frage leicht zustimmend genickt. Sie fuhr fort zu lesen.

Das Kapital war bald zu Ende und warf eine kraftvolle Beleuchtung auf den spanischen Volksgeist jener Zeit, der Zeit des Cid. Nicht nur ein einziger Held hatte bei der Wiederherstellung der iberischen Herrschaft gelebt, und nicht nur einem einzigen Mann war das Verdienst zuzuschreiben, Spanien vom Maurenjoch befreit zu haben. Das ganze Volk, vom König bis zum Bauer, vom Granden von Aragona bis zum ärmsten Dorfgewöhnlichen, von Katalonien bis Andalusien, von Murcia bis Gstramadura und Kastilien, alle hatten zum großen Befreiungswerk, zur großen Heldentat beigetragen. Ruhm und Ehre also Spanien, Ruhm und Ehre seinem ganzen Volk!

Pasquita hatte geschlossen, und stolz schaute sie auf ihren Vater, der solches geschrieben. Unbeweglich lag er da. Sein stilles Leidensgesicht hatte etwas Hartes bekommen, die Züge schienen wie aus Erz gegossen.

„Er schläft," dachte sie.

Lautlos schlich sie zum Fenster und schloß die Läden; dann verließ sie auf den Fußspitzen trippelnd die Kammer, um ihren müden Vater friedlich ruhen zu lassen.

Die Stimme des geliebten Kindes hatte ihn in den ewigen Schlummer gewiegt — — —

Spätherbst.

Die weißen Birkenstämme frieren.
Das Wasser schleicht, von Tränen schwer.
Ein welkes Blatt schwebt langsam her.

Dicht lasten Nebelfalten nieder
Gleich einem fahlen Totenmantel,
Der alles Licht begraben will.

Dem Leben steht der Atem still.
Sern gleitet hin sein letztes Wimmern . . .

Charlot Straßer, Bern.



Spanischer Bauer, nach Sevilla zu Markt reitend.
Nach dem Gemälde von Frank Buchler (1828—1890)
im Besitz der Kunstgesellschaft von Luzern.